

Die Quellen der Schönheit.

Es mag Manchen schon in die Seele hinein gewirrt haben, wenn er sich die Freunde des Idealismus ansah, die seit ein paar Jahrzehnten zum Schutze dieses unschuldigen Materialismus schritten. Seien wir aufrichtig, es ist ein bis zusammengewürfeltes Volk, daß sich die Rettung des Idealismus annahmt und dabei doch nur an die Rettung verschiedener Partein denkt, deren erhebliche Beiträge zurückzuführen zu müssen meinen. Und gerade jetzt ersticht der Romantiker, dem romantischen Kinde der Nation, ein Verfechter, der sich keinen Geringeren als den Erzmaterialisten und gefährlichen Neuerer Darwin als Helfer mitgenommen hat, um das deutsche Idealismus, welches das harte kalte Leben uns losrennen soll, aus den Händen dieser Ketter zu retten. Er kommt und sagt es rund heraus: die Zivilisation bringt euch Alle miteinander um! Schaut, daß ihr aus dieser Zivilisation herauskommt und — liebet euch untereinander.

Dem geschätzten Leser und noch mehr der geschätzten Leserin, werden diese einleitenden Zeilen genügt den Eindruck machen, als handelte es sich hier um einen ganz neuen Tölpeligen Traktat oder für den kuriose Philosophie im Reiche des weisen Jaren hat aber nichts damit zu thun; wir sprechen von einem Buche, das von dem praktischen Stande kommt, das wir kennen, aus Amerika, und sein Verfasser S. T. Fint hat auch nichts vom dämmerigen Schwärmer; er nennt die Dinge beim rechten Namen, seine Lyrik hat ganz gesunde reale Grundtöne und der ärgste Phrasen ist nicht in seinem breiten Plaidoyer für Liebesheirathen sein „sentimentales Geplätsch“ finden können. Fint sieht das Welt der Welt in der freien Gesellschaft und er weiß seine Ziele so elegant und unterhaltend zu verpacken, daß er bringt so viel Beweise aus erleben und Gesehenen zur Unterstützung seiner Ansichten, daß er wälgig überzeugt oder doch — den Leser fesselt bis zum Ende. Und das ist auch etwas bei einem so lyrischen Thema.

Wovon wir heute erzählen, das ist eigentlich ein zweiter Band. Einen ersten hat S. T. Fint schon vor Jahren seinem Gegenstande gewidmet und dieser erste Band hat nur das Niveau und die Grundzüge geschaffen, von welcher aus er seine neue Reise antritt; der erste Band — der heutzutage in vielen Blättern die verbundene Wirtung gefunden — führte siehst aus, daß Amor, der geliebte Knabe, ohne die mächtige Herrscherin Kultur im Chaos verfallen bleiben müßte; die romantische Liebe ist das Produkt der fortschreitenden höheren Entwicklung des Menschengeschlechtes; der zweite Band, der jetzt vorliegt, führt den Beweis, daß die romantische Liebe durch Förderung der körperlichen und geistigen Entwicklung der Menschheit den Dank dafür abträgt, daß sie geworden.

Fint geht sehr systematisch vor. Er kennzeichnet zunächst die Stellung, welche die einzelnen Nationen der Liebe gegenüber einnehmen, und beginnt mit der schärfsten, mit der Liebe in Frankreich, wo „die Papas und Mamas zwei Methoden ausgeheckt haben, die Liebe an Gram auszurotten“; die Ueberwachung der Mädchen und die elterliche Wahl im ausgeprägten Gegenlag zu freier Liebeswerb und individueller Geschlechtswahl. Dies ist der Hauptgrund für die Entfaltung Frankreichs und — noch für etwas: „In Paris sieht man getragene eine schöne Gestalt und ein wirklich hübsches Gesicht, aber dieselben gehören fast immer der unteren Klasse an.“ Wenn dies in den unteren Klassen, wo die Freiheit des Verkehrs eine gewisse ist, nicht noch häufiger vorkomme, dann liege das an der Unfähigkeit der jungen Mädchen, Liebe zu empfinden und zu erwidern. Jetzt verläßt man wohl, die Mädchen geistig zu wecken. Diese Verläste begehen aber dem eigenmächtigen Willen der Priester und Leitenden der zöphigen alten Idee, daß geistige Bildung für den Reiz und die Verzensfähigkeit der Frau verhängnisvoll sei. Digne Verstand aber, giebt es keine wahrhaft tiefe Liebe.

In Italien ist das Verhältnis ein besseres und hier kommen heutzutage auf jede ansehende Französin hundert schöne Italienerinnen; noch häufiger ist's in Spanien, wo die orientalische Art, die Frauen zu behandeln, nur einen ganz leichten Schatten auf das Leben wirft, der zudem durch den tolligen Schwärmer der Romantik gemildert wird. Pepsy schreibt schon 1867 in seinem Tagebuche, daß sie in Spanien mit Hilfe von Serenaden vor dem Fenster werben, und daß dann beiderseitige Freunde die Droht herbeiführen; daß sie aber auch sonst noch Gelegenheiten hatten, einander in der Kirche bei der Messe zu treffen und hier ihren Liebesroman anzuknüpfen. Wenn auch nicht die Sitten der Serenaden, so sieht doch die der Kirchen-Mendicanten noch in voller Blüte und die Beschränkungen, welche die Sitten der Mädchen in höheren Gesellschaftsklassen auferlegt, werden durch das

Die romantische Liebe, und persönliche Schönheit, unwillkürliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Grundlagen. Von S. T. Fint. Deutsch von der Braublog. Verlag S. Schönsander, Berlin.

Geleg gemildert, das Lieben die Eheschließung ohne die Einwilligung der Eltern ermöglicht. Das Ergebnis dieser Verhältnisse ist, daß alle Reisenden in Preise der spanischen Frauenthätigkeit Eins sind.

Aber die deutsche Liebe... Es ist nicht zu glauben, wenn man alle Romane in den Bibliotheken Deutschlands liest und alle Lust- und Schanzspiele sich ansieht, die da aufgeführt werden, aber es ist so nach glaubenswürdiges Zeugnis... Fint zitiert den Tacitus und Plut und Gustav Freytag, die von den Konventionenherathen im alten und ältesten Deutschland erzählen und er sagt es selbst: „Eine Art Geschäftsangelogenheit ist das Heirathen in Deutschland in der Mehrzahl der Fälle leider noch heute...“ Was Geldvertrathen anlangt, so giebt es deren auch in England und Amerika genug. Aber in diesen Ländern wird es allgemein für hinreichend angesehen, wenn eine der beiden Parteien Geld hat. Nicht so in Deutschland... Da heirathen die Reichen die Reichen ohne jede Rücksicht auf die Folgen und der arme Cupido wird freudig draußen vor der Thür gelassen, so daß schließlich die alberne Jagd nach gesellschaftlicher Stellung oft ein noch größerer Feind der romantischen Liebe ist, als die Jagd nach dem Mammon allein.“ Die Folgen? Fint zitiert Professor Dühring, der allerdings blind ist, also nicht gerade unbedingte Autorität in Schönheitsangelegenheiten, aber groß, sehr groß... Fint ist zu weltmännlich, um seine Ausführungen über „die deutsche Liebe“ mit Dühring ausklingen zu lassen. Die deutschen Frauen und Mädchen — sagt er — sind sanft und liebenswürdig. „Sogar zu liebenswürdig und zu gutmüthig.“ Und weiter er gegen den Mangel an Galanterie beim Manne. „Der Deutsche ist vom Gesichtspunkte der ehelichen Galanterie aus betrachtet nicht nur ein großes Baby sondern auch ein großer Bär, die richtige Verkörperung männlicher Selbstsucht.“

Trotz alledem giebt aber Fint zu, daß es in Deutschland viel romantische Liebe gebe. Im Allgemeinen haben die deutschen Mädchen mehr Freiheit, als die französischen; es fehlt also keineswegs an Gelegenheiten zum Verlieben und wenn die Nachsprüche der Eltern nicht wären, so gäbe es in Deutschland wirkliche Liebesheirathen ebenso häufig wie in England. Was er weiter sagt, zitiert wir zu erstlich, auf die Gefahr hin, daß sich dann weit rundum ein Scheitler erhebt, als wäre ein Regiment Hunde gleichzeitig auf die Schwänze getreten worden. Fint schreibt:

„Ein anderer großer Vortheil, den die deutschen Mädchen vor den französischen haben, besteht darin, daß sie eine reine und gesunde Literatur besitzen, und daß sie durch Lesen von Liebeserzählungen und Gedichten ihr Gemüthsleben erziehen und vertiefen. Man hat oft gesagt, daß Heine's Einfluß vornehmlich negativer Natur gewesen ist. Die Wahrheit jedoch ist, daß Heine der größte G.müthsreiner ist, den Deutschland je gehabt. Ueber seine ergreifende Lyrik haben mehr Jünglinge und Mädchen gemeint, als über irgend welche andere Poesie. Sein Buch der Lieder hat in Deutschland mehr gethan, als alle andern Schriften und Sammlungen von Versen zusammen — und das nicht nur durch ihre eigene einfache Schönheit, sondern auch durch die feinevolle Musik, welche diesen Gedichten durch Schubert, Schumann und andere musikalische Herzenszauberer vermahnt worden ist... Heine ist in seinen Liedern dem Geheimnis der Liebe viel tiefer auf den Grund gegangen, als Böthe. Während Heine in allen Moll- und Dur-Tonarten von der romantischen Liebe sang, hat Böthe sich vornehmlich mit ihrer Vergänglichkeit beschäftigt.“

Und noch einen Vortheil giebt Fint den Deutschen zu: „Sie haben im Liebesdrama einen Effekt in der aufsteigenden Tonleiter der Liebesfolgen, eine Steigerung mehr als wir, nämlich das Wort „Du...“ Das erste „Du“ das von ihrem Lippen kommt, wird kaum weniger süß sein, als der erste Kuß von derselben Lippe... Man sieht, wie gerne er den Deutschen ein Liebes sagt, und wie wehe es ihm thut, das Wort, in dem die „blaue Blume“ geblüht, deren Duft ja doch heute noch alle die heimlichen Ecken in unseren alten Häusern, die lauschigen Waldwinkel alle durchzieht, dieses Land nicht ganz dem reinen Kultus der romantischen Liebe gewidmet zu sehen. Der ideale Boden ist ihm — England und Amerika. „Liebe in England und Amerika ist die romantische Liebe, einfach und rein, wie sie zuerst von Shakespeare und nach ihm mit mehr oder geringerer Genauigkeit von einem Hundert anderer Dichter und Novellisten dargestellt wurde.“ Die Liebe hier ist dieselbe, wie sie im Laufe der Zeit über unseren ganzen Planeten herrschen wird und herrschen muß. Das dieser Gipfel der Fortschrittlichkeit seine äußerste Spitze in Amerika hat, liegt auf der Hand, und es ist eines der anziehendsten Kapitel des Buches, in dem Fint die „amerikanische Liebe“ schildert. Schon die Schulbankelnde äußere ihren versteinerten Einfluß auf die Frauen, den steigenden auf die Mädchen. Es sind niemals etwaige läbliche Folgen dieser grünen Liebeslaster zu vermerken, es sei dem, im Falle eines Raubes von ganz besonders reinerer Reizhaftigkeit, eine entsprechende Kränklichkeit, „Durchgänger“, in welchem Falle es ebenso gut war, die jugendlichen Raugedichte auf diese wie auf eine andere Weise los zu werden.“ Würde man einem „jungen

Herrn“, der seine „junge Dame“ nach Hause geleitet, eine Gardebatae nahelegen wollen, er würde erwidern, die junge Dame bedürfte keines weiteren Schutzes, er sei ein „Gentleman“ und kein Landstreicher. Es ist unbestreitbar richtig, daß das „Gentleman“-Bewußtsein der Männer die Frauen in Amerika mehr schützt, als elterliche Ducht in Deutschland, und daß die Kenntnis des Kodex des Gentlemanthums amerikanischen Eltern das Gefühl absoluter Sicherheit und Unbeforgtheit giebt, wenn sie ihre Töchter den ganzen Abend über mit einem Besucher im Parloir allein lassen. Etwas von diesem „Gentlemanthum“ wäre den Vätern des „alten Kontinents“ zu wünschen, die sich für berechtigt halten, Damen, die sich ohne männliche Begleitung auf die Straße gewagt haben, zu belästigen. Vielleicht kommt's doch noch dahin, daß sich in uns nicht gar zu ferne liegenden Gegenden Gentleman zusammenfinden, die auf das „Nachsteigen“ eine ausgiebige Dankschuldigkeit setzen.

Doch zurück zu unserem Fint, den wir hier mit einem Strohfeuer ergänzt haben. Nachdem er sein Thema und seine Stellung zu demselben ins Klare gestellt hat, geht er auf die Detailfragen über und da werden die Frauen ihm am liebsten folgen. Nachdem er uns auseinandergesetzt hat, wo man schon ist, führt er auf das starke und deutliche aus, was man schon nennt und wie man schon wird. Wir hegen die volle Ueberzeugung, daß die „Wunden der Schönheit“ diese Kapitel mit großer Aufmerksamkeit beehren werden, und das freut uns aufrichtig. Nicht nur aus dem egoistischen Interesse, das jeder Mann daran hat, die Frauen seiner Zeit noch schöner zu machen, als sie es ohnehin schon sind, sondern auch aus echt männlicher Schadenfreude. Ja, anerbenswürdiges Verlein, da wirst du es erfahren, was du für — Unvorsichtigkeit begehst, der abernen Mode zu liebe; da wirst du der ganzen Verderblichkeit der Schindbrut, der Gelabern der hohen „Schäfer“, der Geschmacklosigkeiten des — unvernünftigen und unansprechlichen Modeartikels inne werden, mit dem die europäische Frau derzeit in einen Wehreit gegen Vorboten-Werber eingetreten ist. Da Fint sich nicht mit dem „Prellgen“ begnügt, sondern die heilsame Dittensicht sorgfältig mit beherzigenswerthen Rathschlägen zur Erhaltung der Schönheit umhüllt, wird es die sein Ueberzeugungen geben. Fint ist auch nicht so eigenmächtig, seine eigenen Ansichten immer nur als die allein maßgebenden den Leserinnen aufzubringen; er läßt gerne Andere zu Worte kommen, wenn sie so ein gefülltes Wort aussprechen, wie z. B. unter geschätzter Kollege vom „Evening Star“, der die Unbegreiflichkeit, daß Damen, die sich ins Haar haben, daselbe nicht auch zeigen, auf die „Tyrannei der Mode“ zurückführt, „vermöge deren die häßliche Majorität die schöne Minorität dazu zwingt, ihre Reize zu verbergen.“ Er verspricht uns auch den Tag, da die Schönheit sich gegen die Mode empören wird. O, wäre dieser Tag schon gestern!

Die Schlussgruppen der Ausführungen Fint's bilden interessante und wirklich vorurtheilslos gegebene Charakterisierungen des Schönheitskultus bei den einzelnen Völkern. Wie verbindlich er dabei sein kann! Von den Deutschen sagt er: „Sie sind die lyrischste und andauerndste Nation der Erde. Sie haben die Musik aus ihrer italienischen Wiege und haben sie zur besaubernden aller moderner Künste entwickelt. Sie führen die Welt in der wissenschaftlichen Forschung u. im Laufe weniger Jahre haben sie die englischen Monopolisten durch einen allseitigen Ausbruch von genialster zunftlicher Individualität aufgeschreckt. Fast nur einmal die selben Deutschen erbt die Kenntnis kommen, daß sie noch ein gut Theil verfallener Schönheit brauchen können... Die Professoren der Systeme, welche jetzt an den Universitäten erichtet werden, werden zweifellos reiche Früchte tragen. Wenn Bismarck (damals, als Fint das schrieb, war noch Bismarck) erst einmal das Wesen des anglo-amerikanischen Liebesvertrathens erkennen und lieben gelernt haben wird, da kann man auch sicher sein, daß er daselbst als Unterrichtsgegenstand dem Studienplan aller höheren Schulen unglücklich einfügen lassen wird — das wird noch einmal ein Colleg, das kleiner schwängt! — und kommt er zur vollen Erkenntnis des Segens der Racemischungen, dann wird er den Import ganzer Schiffsladungen brünetter Südamerikanerinnen und Andalusierinnen und deren Vertheilung als Frauen für seine blonden Offiziere veranlassen... Wenn die deutschen Offiziere das sehen, werden sie doppelt über Bismarck's Klugheit trauern.“

Die Racemischung — das ist ein Thema, von dem der Autor schwärmt. Was die kann, lese man in Wien. Die Wiener Frauen vereinigen die rindliche Fülle und anmuthige Bewegung der Andalusierinnen mit der Feinheit der Jüge und der Reinheit des Teints der Amerikanerinnen. Die Wüste ist fast immer voll entzückt und doch nur selten zu hüpfig; und die Gelente an Hand und Fuß sind die Bewunderung aller Fremden und Einheimischen. Edward Grant White sagt von den Engländerinnen, daß aber wirklich schöne Arme doch nur äußerst selten vorkommen und schöne Handgelente etwas noch selteneres sind. Solche Handgelente wenigstens, wie die Wienerinnen haben, sind

etwas fast Unbekanntes bei der englischen Race auf beiden Seiten des Ozeans."

Er jährt die Gräfin Wostmer, welche sagt: "... Wer aber, der die Frauen von Sizilien und Wien kennt, will sich weigern, ihnen den ersten Preis zuzuerkennen? Sie besitzen eine ganz besondere Schönheit für sich selbst, eine Schönheit, wie sie selbst bei den Engländerinnen eine Seltenheit ist; eine Seltenheit in der That und eine Ausnahme irgendwo anders; eine Schönheit, welche selbst das Auge des klügsten nur mit Entzücken mustert. Vor allen Dingen haben sie die feinst gegliederten Gesichter, welche man bei irgend einer Frau in der Welt sehen kann. Die Verbindung zwischen Hand und Arm, zwischen Fuß und Knöchel, zwischen Nacken und Rücken, respektive Schultern ist einfach das, was unsere Nachbarn adorabile nennen. ... So urtheilt eine Frau! Allerdings eine Frau, denn sie sagt gleich darauf, das Alles wäre nur kurze Zeit, insofern unablässigen Nichtstuns in der Heiligkeit des erwerbenden, beschäftigungslosen Lebens werde all diese Schönheit in Zeit erlischt. Turen Sie! meine Damen, turen Sie!

Vom englischen Typus sagt Kind: "Die Engländer sind ohne Frage physisch sowohl, wie geistig die feinst entwickelte Race der Welt. ... aber die fördernde Wirkung der vier Tugenden der Schönheit: Gesundheit, Keuschheit, romantische Liebe und geistige Bildung erstreckt sich nicht gleichmäßig auf alle Klassen der Bevölkerung."

Dass die Engländer nicht von jeher so waren, sondern so sich entwickelt haben, wird an einem Vergleich mit den Porträts aus dem 16. und 17. Jahrhundert dargelegt und was zu dieser Entwicklung beigetragen, bildet einen scheinbar Beweis für die von Fink vertretenen Anschauungen. Er kommt zu dem Schlusse: Erziehung, Züchtigkeit, Gesundheitspflege und romantische Liebe werden schließlich auch die letzten Spuren des Affen und des Wilden im Antlitz und der Gestalt des Menschen auslöschen. ... Welcher kommt die Zeit, da der Durchschnittsmensch einen so verfeinerten und veredelten Geschmack und ein so tiefes Empfinden haben wird, wie es im Augenblicke einige wenige bevorzugte Individuen besitzen. Und diese Zeit wird als das Zeitalter der romantischen Liebe und der persönlichen Schönheit gefamnt sein!"

### König „Zimmer Lustig“ und seine Familie.

Von Prof. Ed. Wertheimer.

Wer hat nicht schon vom König „Zimmer Lustig“, von Jerome von Westphalen, dem Bruder Napoleons I. und Vater des Prinzen Mon-Blon gehört? Mit Vorliebe erzählt man die lustigen Geschichten, deren Schauplatz sein Hof gewesen. Ein ganzes Register von Liebesaffären knüpft sich an seinen Namen. Sein Wesen war ja auch von faszinierender Wirkung auf die Frauen; die er sich erwehen wollte, war ohnmächtig gegenüber der Macht seiner hinreißenden Persönlichkeit. Nicht nur seine zahlreichen Maitresses, auch seine legitimen Gattinnen — wie die Kaiserin, Prinzessin Katharina von Württemberg und die Marquise Bartholin — waren ihm auf's leidenschaftlichste ergeben. Prinzessin Katharina von Württemberg hatte ihm nach seiner Erhebung zum Könige nur mit Widerstreben, gezwungen hiegt von ihrem Vater, die Hand gereicht. Aber kaum weilte sie einige Tage an seiner Seite, als sie auch schon entzückt von seiner Liebenswürdigkeit und Güte. Ungemein glücklich fühlte sie sich in seiner Nähe und fürchtete nichts mehr, als ohne ihn leben zu müssen. „In meinem Heim bin ich die glücklichste der Frauen!“ rief sie aus. Und als ihr Vater sie nach dem Sturze Napoleons I. von Jerome trennen will, da setzt sie diesem Befehle den energischsten Widerstand entgegen. „Dem König angetraut, ohne ihn zu kennen, scheinest ein Opfer großer politischer Interessen.“ schreibt sie an ihren Vater — habe ich ihn inzwischen lieb gewonnen und trage heute ein Kind von ihm unter meinem Herzen; durch sein liebevolles Benehmen hat er während sieben Jahre mein Glück gebildet. „Den Tod oder meinen Mann.“ ist ihr Lösungswort, dem sie auch treu geblieben. Erst ihr im Jahre 1835 erfolgtes Ableben, entriß sie ihrem Gatten.

In die nun folgende Periode seines Lebens führen die eben erwähnten „Souvenirs“ des Baron du Caffé, seines Flügeladjutanten aus jener Zeit, da der Stern der Napoleoniden wieder zu erlöschen begann. Die Erinnerungen des Baron du Caffé, der sich durch mehrere höchst interessante Publikationen über das erste Kaiserreich einen guten Namen erworben, sind sehr geeignet, das Andenken an König „Zimmer Lustig“ von neuem aufzufrischen. Obwohl einige sechzig Jahre alt, ist Jerome noch immer vergnügungssüchtig, wie in den Tagen der Jugend. Gleich einem Kinde freut er sich auf die Aussicht, einen Abend in einem Pariser Restaurant verbringen zu können. Dem in beider Gesellschaft eingenommenen Wahl muß natürlich ein Besuch in einem Boulevard-Theater folgen. Da kam es mandmal zu ganz ergötzlichen Intermezzi. So befand er sich eines Tages im Theatre Porte Saint-Martin, wo man eben „Napoleon in Schönbrunn“ gab. Während der Vorstellung tritt Napoleon I. mit einer Person, die König Jerome darstellt, auf die Bühne, diesem lebhaftest Wortworte über seinen Lebenslauf machend. Unter allgemeinem Gelächter richten sich die Augen der Zuschauer auf die Loge, in der der wirkliche Jerome saß. In dieser kritischen Situation that er, was zu ihm das Klügste war: er lachte selbst mit — ein Entschluß, der ihm von Seite der Anwesenden eine Ovation einbrachte. In einem dem Stücke, dem Jerome gleichfalls beivohtete, spielte ein deponierter König von Böhmen, der ein Lied vorzutragen hatte, dessen Anfang lautete: „Als ich noch König war, hatte ich Unter-

thanen und Soldaten.“ Noch waren diese Worte nicht verhallt, als auch schon das gesammte Publikum wie auf ein gegebenes Zeichen, zu singen begann: „Als ich noch König von Westphalen war.“ Diesmal gab's keine Ovation, dafür aber war Jerome genöthigt, aus schmerzlicher seine Loge zu verlassen. Der vergnügungssüchtige König war treu seiner Gewohnheit, auch im Alter ein eifriger Anhänger Amors geblieben. Man sieht ihn noch immer, sich um die Günstige mehr oder minder leidenschaftlich bemühen. Der Besitz einer Gattin löst ihn gar nicht in die weichen ewigen Tagen nach Liebe. So weit es seine vielfachen Abenteuer gestatten, scheint er seiner dritten Gemahlin, der Marquise Bartholin, sogar dem Herzen zugehen zu sein. Er hatte diese Dame, die schon einige vierzig Jahre zählte und als Wittve in Florenz lebte, zu einer Zeit kennen gelernt, da er über äußerst geringe Mittel verfügte. Sie hatte viel Geld und er viel Schulden. Ein sehr triftiger Grund für den Erlöb, der noch immer schönen und eleganten Florientin mit Lebenslust, der er trotz seines Alters fähig war, den Hof zu machen. Sie hörte auf seine Liebeswerbung, ging mit ihm eine morganatische Ehe ein und ward seine Frau. Wie es bei gekrönten Häuptern Sitte, sah sie nun immer bei Tische an seiner linken Seite. Für Jerome war sie stets die „Marquise“, welche Titulatur ihr erst Napoleon III. verliehen hatte, der sie selbst Tante nannte. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß diese Ehe eine für die Dauer glückliche sein werde. Allein in dem Sohne Jeromes fand sie einen gefährlichen Gegner. So lange zwar Mon-Blon aber, wie er auch hieß, der rothe Prinz nichts that und seine leeren Taschen aus der unerschöpflichen Börse seiner Stiefmutter füllen konnte, behandelte er die Ehe sehr milde. Jetzt aber, als der König unter dem zweiten Kaiserreich wieder zu Vermögen gelangt war, fürchtete Mon-Blon, der vom größten Geize befallen war, nichts mehr, als daß die Marquise oder etwaige Nachkommenschaft derselben ihm ein sein Erbe bringen könnte. Er trachtete daher, die Marquise aus der Umgebung seines Vaters zu verdrängen. Durch eine Vertrauensperson ließ er ihr die Drohung zukommen, wenn sie sich nicht freiwillig entsinne, werde man dem Könige ihr Verhältniß mit dessen natürlichen Sohn mittheilen, jenem Sohne, der sein Dasein den einstigen Beziehungen Jeromes zur Gattin des Vaters David verdanke. Da diese Behauptung jedoch auf Unmöglichkeit beruhte, versagte die Drohung nicht und — die Marquise blieb. In diesem Momente aber erhielt Mon-Blon zur Ausführung seiner Intrigue den erwinlichstigen Bundesgenossen in einer neuen Leidenschaft des schwächenden Königs. Diese benötigte der Prinz als geschicktes Werkzeug, um endlich die Verbannung der Marquise nach Florenz durchzuführen.

Dieser Geiz, der den Prinzen im Gegenjage zu seinem stets heldigen Vater charakterisierte, trieb Mon-Blon auch argwöhnisch über die Ausgaben Jeromes zu wachen. Er tadelte es, wenn der König Restaurants und die kleineren Theater von Paris aufsuchte, weil er dessen Hang zur Verschwendung kannte und fürchtete. In den vorliegenden Aufzeichnungen wird uns überhaupt der rothe Prinz nicht von der günstigsten Seite gezeigt. Er stellt sich tollkühn, so lange es keine wirkliche Gefahr giebt und giebt kein bei, so bald thätlich etwas zu besorgen ist. Man höre nur, wie Du Caffé den Sohn Jeromes schildert: „Er ist, glaube ich, einer der begabtesten und zugleich verderbtesten Menschen, die je existirt haben. Schriftsteller von großem Verdienste, ist er zugleich ein hinreißender Redner; im Besitze einer gründlichen Bildung, versteht er es, in der kürzesten Zeit die schwerigsten Fragen zu erledigen. Auch verfügt er über die Fähigkeit, sich die heterogensten Dinge anzueignen. Dabei ist er durch und durch egoistisch, geizig, ohne Menschlichkeit, ohne Herz und bar aller nobleren Gefühle, jeder Schürze nachlaufend, in Wirklichkeit nur seinem Vater von Herzen ergeben, dessen Autorität er allein anerkennt und dessen Befehlen er unter allen Verhältnissen nachkommt.“ Es lohnt sich aber auch, die Tochter Jeromes, die Prinzessin Mathilde, kennen zu lernen, die Baron Du Caffé als eine entzückende, geistreiche und wahrhaft künstlerische Natur kennzeichnet. Sie hatte den Grafen Demidoff geheiratet, der im Besitze eines Vermögens von zwei Millionen, ihr eine jährliche Rente von 200,000 Franks verschrieb. Auf Befehl des russischen Kaisers mußte dagegen sie ihren Vater, der noch immer mittellos war, eine jährliche Pension von 40,000 Franks aussetzen. Aber Prinzessin Mathilde war nicht weniger geizig als ihr Bruder. Trotz der großen Summen, über die sie verfügte, konnte sie den Abgang der 40,000 Franks, die sie ihren Vater zu zahlen hatte, nicht verheimlichen. Ihr eifrigstes Sinnen war darauf gerichtet, sich dieser Verpflichtung zu entziehen. In der Ernennung ihres Vaters zum Marschall von Frankreich mit dem entsprechenden Einkommen, erstlickte sie mit Gemuthung die geeignete Gelegenheit, um die Zahlung an ihren Vater einzustellen. Raum war es ihr gelungen, für Jerome von Prinz-Präsidenten Louis Napoleon am 1. Januar 1849 die erwünschte Zurückweisung zu erlangen, als sie ihm auch schon am folgenden Tage durch ihren Geschäftsträger lagen ließ, die Pension erliziere nicht mehr für ihn. Dies führte zum Bruche mit seiner Tochter. Von diesem Momente an durfte keine Person seiner Umgebung mehr den Fuß ins Haus der Prinzessin Mathilde setzen. Erst 1855 fand eine Ausöhnung statt. Im Salon Napoleons III. fanden sich, wie es scheint auf höheren Befehl, gleichzeitig Jerome und dessen Tochter ein. Die anwesende Prinzessin Murat stieß die Prinzessin Mathilde in die Arme ihres Vaters, der wieder seine Tochter an seine Brust drückte. Die Prinzessin suchte glauben zu machen, daß sie die Vleidigte sei, wenigstens sagte sie zu dem dienftuenden General des Königs: „Ich will gerne alles verzeihen, was mir mein Vater angethan hat.“ Keuzert sich jedoch Du Caffé ziemlich ent-

gehend über die intimeren Vorgänge am Hofe des alten Königs, so ist er dagegen um so zurückhaltender über das Benehmen des selben und seiner Angehörigen gegenüber dem Wiederhersteller der Napoleonischen Dynastie. Er ver spricht wohl in einem demnächst folgenden Buche mehr darüber zu berichten. Trotzdem finden sich aber auch schon in den vorliegenden Erinnerungen einige interessante Daten über die Stellung, welche die königliche Familie gegenüber der zukünftigen Kaiserin Eugénie einnahm — Angaben, die werth sind, hier mitgeteilt zu werden.

Gerade einen Tag, bevor Napoleon III. öffentlich seinen Entschluß ankündigte, die schöne Gräfin von Montijo als Gattin heimzuführen, fragte Jerome seinen Flügeladjutanten, was man sich dem Neuen im Cerle erzähle. „D“, antwortete dieser, „man behauptet, der Kaiser heirathe Gräfin von Montijo.“ „Welche Dummheit!“ ruft voll Erregung der König. „Sagen Sie nicht wieder ähnliche Dinge, ich verbiete es Ihnen.“ Es ist nicht gut, derlei abjurde Gerüchte zu verbreiten.“ Den folgenden Morgen wird Du Caffé zu seinem Herrn gerufen, der ihn, noch im Bette liegend, mit den Worten empfängt, seine Erzählung von gestern sei nur zu wahr. „Ja wohl“, sagte er, „Louis heirathet Gräfin von Montijo. Henry, Ney, Toulougeon haben das Unmögliche versucht, um sich diesem Projekte zu widersetzen.“ Aber gerade diese drei Männer waren hernach, als sie ihre Bemühungen scheitern sahen, die ersten, welche im Thronsaale in den Ruf ausbrachen: „Es lebe die Kaiserin!“ Sie thaten nur, was Jerome that, der heute noch die Möglichkeit der Ehe zwischen seinen Neffen und der Gräfin als Absurdität und Dummheit bezeichnet und am folgenden Tage in aller Eile seine Staatskarriere anspannen läßt, um sich vor dieser „Absurdität“ zu heugen. Jerome hatte zu voreilig gerüthelt, denn er wußte noch nicht, daß die schöne Spanierin allen Verhörungen ihres vertriebenen Gelobdens das stolze Wort entgegengekehrt hatte: „Als Kaiserin oder nie.“ Jerome scheint aber auch den Charakter seiner Neffen nicht so genau gekannt zu haben, wie ihn Prinz Mon-Blon ergründet hatte. Schon zwei Jahre vor der Heirat hatte er seinen Hof in Gespräche mit Du Caffé als den durchsichtigen Menschen im Umgang mit Frauen gekennet. Es bestände kein Zweifel, meinte er damals, daß Louis Napoleon die erste ihm begegnende Dame von der Welt, die schön sei, weisest beste und ihm Widerstand zu leisten verweigere, eheigen werde. Mit Befriedigung erinnert Du Caffé den Prinzen, der seinem kaiserlichen Neffen nicht sehr gewogen war, beim Abschluß der Ehe mit Gräfin Montijo an diese Prophezeiung, die sich so genau erfüllt hatte. Mit diesen Mittheilungen erschließen sich die Aufzeichnungen des Barons Du Caffé in Beziehung auf die Familie des Königs „Zimmer Lustig“. Damit ist aber noch nicht der Werth derselben vollkommen gekennzeichnet. Denn sie bieten noch manchen interessanten Beitrag zur Geschichte der Napoleoniden und bilden vor Allem ein höchst lesenswerthes Wägelchen, das Niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

### Räthsel (1)

Räthsel.

Die Wolke ist mein Mütterlein,  
Der Wind, der toll mein Vater sein,  
Mein Sohn, das ist der kleine Bach,  
Der fruchtigt mir als Zocker nach;  
Der Regenbogen ist mein Vetter,  
Die Erde meine Anstalt;  
Der Mensch, der ist mein Knecht,  
Der mich bald gehn, bald kommen heist.

In Nummer Drei und Nummer Vier  
Wird Eins und Zwei gelegt;  
Den wahren Werth, der ist quartett,  
Benennt das Ganze dir.

Viele suchen mich zu finden,  
Wer mich fand, hat mich verloren,  
Mich durchsuchen selbst die Blinden,  
Doch mit Willen nicht die Thoren.  
Wer mich kennt, der sucht mich nimmer,  
Und doch will mich jeder kennen,  
Ich verachte selbst mich immer,  
Daher jemals mich zu nennen.

Sieh, ich schreibe's auf meine Stirne:  
Was ich bin, das sehen die im ich,  
Und in jedes Menschen Sinne  
Ist und immer denk und sinn ich.

Die Aufösungen folgen in nächster Sonntags-Nummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichem Wege richtige Lösungen einleiden, werden dann auch veröffentlicht.

### Aufösungen der Räthsel aus letzter Sonntags-Nummer.

- Auflösung des 1. Räthsel: 5—erz.
- Auflösung des 2. Räthsel: Maria.
- Auflösung des 3. Räthsel: Die Schmetterlingspuppe, die Erdtagel, der Mond und die Planeten, der Regenbogen, das Erdenerkennnis.
- Auflösung des 4. Räthsel: Blume.
- Auflösung des 5. Räthsel: Lappland.
- Auflösung des 6. Räthsel: Schloß.

Richtige Lösungen: 1, 2, 3, 4, 5 u. 6: D. R.; 1, 2, 5 u. 6: R. Friedrich; 2, 4 u. 6: G. Drehschnepper; 5: Ellend, Schnellreger; 2, 3, 4 u. 6: E. Garbhoff.

\*) Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fischer.